

## «Ach, bleiben Sie noch einen Moment»

Stephan Eicher gilt als Minnesänger, obwohl er kaum Liebeslieder schreibt. Er mag weder Drogen noch grosse Posen, aber zu gern würde er Leonard Cohen zurufen: Mach mal wieder was Einfaches!

Von Albert Kuhn und Thorsten Stecher — An einem öden Dezembertag in Montreux anzukommen, hat etwas Dekadentes. Sich dann ins «Grand Hôtel Excelsior» zu bemühen – vier Sterne, frontale Seesicht im Entree, die Savoyer Alpen, alles in schickem Grau –, ist fast zu viel der Erhabenheit. Es folgt der Auftritt des Sängers ganz in grau-kompatiblen Schwarz, und es keimt prompt die Befürchtung: Könnte dies nun steif werden?

Erklären wir ihn mittels der größten Vorurteile – er wird sie uns im Interview demontieren:

Es war einmal ein Elektropunk namens Stephan Eicher, der sang sich als Troubadour allein die romantische Leiter empor. Er tat dies in fremdfranzösischen Ländern, wo's noch Schlösser und Dornröschen gibt. Nach Jahren der tinglelnden Wanderschaft wurde er schliesslich in Paris am Hofe Kaiser Mitterrands durch dessen Kulturherzog Jack Lang empfangen. Eicher rührte die Menschen, indem er die gemeineuropäischen Sehnsüchte besang, die zwischen Stadt und Land, zwischen Berg und Meer hin und her pendeln, und weil da eben auch die Alpen vorkamen, vermochte er auch in seiner Heimat Schweiz (auf der Landkarte schwer zu finden) verschämte Herzen zu öffnen.

Obwohl nur selten daheim, wurde er zum Grandseigneur des Schweizer Pop – dies aber nur faktisch, denn die Schweiz verleiht keine Titel. Und weil der 45-Jährige nicht gestorben ist, nimmt er immer noch Alben auf. Neusterdings das überraschend engagierte «Taxi Europa» (2003) und «Tour Taxi Europa» (CD/DVD, 2004). Und er gibt Interviews. Dieses hier geriet zur gutgelaunten Audienz beim Sonnenkönig mit dem bezaubernden Nebeneffekt, dass die Insistenz der Besucher auf Details von Carcassonne über Mali bis Sapporo Majestät Eicher zu einem Feuerwerk von Bonmots provozierte. Die erste Nebensächlichkeit war das Zigarettenrauchen.

**Wann haben Sie mit dem Rauchen aufgehört?**  
Seit acht Kilo.

**Warum überhaupt?**

Als ich an irgendeinem Tag mein viertes Päckli aufbrach, fand ich, es reiche nun. Aber ich mache keine Werbung gegen das Rauchen, das Leben ist spannender mit. Für mich ist es nun spannend zu sehen, ob man das schafft. Ich hab auch ganz spät angefangen damit, mit erst dreiunddreissig.

Und zwar via Cannabis. Ich konnte auf Tour nicht schlafen, also drehte mir die Crew jeden Abend so eine «Zigarette», damit habe ich mich auf dem Bett angeschnallt und die geraucht. Das Resultat hat mir nicht gefallen, der Tabak aber schon, dieser hat mich aufgeputscht, ihm bin ich treu geblieben. Bis kürzlich.

**Was ist jetzt Ihre Lieblingsdroge?**

Kaffee, noch für eine Weile wenigstens.

**Und danach?**

In meinem Alter braucht man Aufputschmittel nicht mehr so dringend. Man manipuliert sich selbst ein bisschen besser.

**Etwa nach dem Motto «Nüchternheit ist der grösste Rausch»?**

Das find ich etwas sehr «deutsch». Euphorie ist ein Supergefühl, das in den verschiedensten Momenten einfach auftaucht. Der Blick aus diesem Hotel heute Morgen – eine kleine Euphorie! Muss ich dazu einen Cognac mischen oder ein Ecstasy? Lieber nicht.

**Gibt's noch mehr Orte, die Euphorie begünstigen?**

Carcassonne im Oktober. Das Licht, das da auf die Steine fällt. Die Stadt liegt am Übergang vom Atlantikgefühl, wie man das in Toulouse noch mitkriegt, zum Mittelmeergefühl. Als Nächstes würde ich einen Ort in Mali nennen, eine Falaise, einen Kontinentalabbruch im Land der Dogon. Da gibt's einen Ort, der macht einen einfach still. Wie man den findet? Bei Mopti müsst ihr rechts abbiegen und drei, vier Stunden weiterreisen. Als dritten Ort möchte ich das Meer nennen, und zwar: das Meer sehen als Schweizer. Das Mittelmeer bei Genua oder die Nordsee nördlich von Den Haag, die daliegt wie eine Flunder. Diese Andacht vor der See kann man wohl nur als Schweizer haben. Zum Wiederausnüchtern passt dann vielleicht der Witz über den Zürcher, der zum ersten Mal das Meer sieht und meint: «... nun ja, hab ich mir grösser vorgestellt.»

**Welches sind die grössten Irrtümer über Stephan Eicher?**

Das Bild vom einsamen Wolf, vom reisenden Troubadour. Das mag wohl manchmal auf Fotos so aussehen, weil ich da meistens auf meine Füsse guck und moros ins Land schaue. Was aber meist vergessen wird, ist, dass da im Minimum eine zweite Person dabei sein muss: in diesem Falle wenigstens der Fotograf. Es funktionierte eine Weile gut als Image. Bloss – allmählich wird es mir ein bisschen zu viel.





«Die Möglichkeit des Peinlichen scheue ich nicht»: Stephan Eicher in Montreux.

**Das Bild hatte wohl auch mit Ihrer jenenischen Herkunft zu tun?**

Der Zigeuner Eicher? Da haben wir gleich den nächsten Irrtum. Ich habe von meinem Grossvater väterlicherseits jenesisches Blut. Aber von den Roma sind Jenische nicht als Zigeuner akzeptiert. Nach meinen Informationen sind Jenische eher Mitteleuropäer, welche das Nomadentum annehmen mussten, meist aus Armut. Das wurde in meiner Familie auch nicht betont, man ist nicht stolz drauf – und schliesslich mag ich auch nicht lange darüber sprechen. Wenn ich gar an diese Pro-Juventute-Sache denke, wird mir ganz anders.

**Lesen Sie eigentlich Kritiken?**

Nur wenige. Am meisten amüsieren mich Verrisse, aber der schärfste Stephan-Eicher-Kritiker bin ich immer noch selbst. Ich kenne die Schwachpunkte in meinem Boot, wo Wasser eindringt.

**Was sind Ihre Schwachpunkte?**

Man könnte da auf das Problem der Pose zu sprechen kommen. Es ist bei mir nicht ganz so gross wie bei einer überaus talentierten irischen Band. Aber auch nicht so klein, wie das in der Schweiz normalerweise gehandhabt wird – «es tut uns leid, dass wir jetzt halt auf der Bühne sind». Vielmehr bin ich hin und her gerissen. Ich hab Momente, wo ich mich auch fast für mich selbst entschuldige, und dann wieder welche, wo ich von der Musik mitgerissen werde und dann in eine etwas grössere Pose falle. Vielleicht sind da auch die heutigen Politiker mit schuld, die können heute derart schlecht lügen und geben den Entertainern ein schlechtes Beispiel vor. Aber jetzt frage ich umgekehrt Sie: Was geht an Eicher auf die Nerven? Der globetrottende Troubadour, der singende Hotelbewohner?

*Diese Frage ist unfair. Aus der sitzenden Lebensweise mit vorgeschaltetem Computer fällt es einem schwer, den streunenden Troubadour zu urteilen.*

Woher wollt ihr wissen, wer mehr vor dem Computer sitzt? Unsere Arbeitshaltung ist vermutlich zu achtzig Prozent dieselbe. Ob Chirurg oder Arbeitsloser, alle dieselbe Arbeitshaltung. Robert Lembkes heiteres Beruferaten – das ginge heute nicht mehr. Machen Sie Ihre Arbeits-Handbewegung! Alle gucken grad aus und tippen. Alles wird das selbe heute. Das scheint mir fast ein Ziel der heutigen Zeit zu sein.

**Das ist ja der reine Kulturpessimismus!**

Das ist doch hier schliesslich meine Rolle, meine Aufgabe! Aufzustehen und zu sagen, ja gut, ich mach hier eine kleine Staumauer, wie ein Kind am Bach. Bis der Bauer kommt und sagt: Ich pflanze hier Mais an, keinen Reis, haut ab! Und dann halt weiterziehen.

**Ist das die Aufgabe des Kulturschaffenden?**

Kleine Staumauern aufzustellen und den Sesshaften zu ärgern? Auf jeden Fall. Mit Passion natürlich, mit Zärtlichkeit für die Sache und die Menschen.

>>>



**Sie haben mal gesagt, Politik sei nur Ersatz.**

Hab ich das? Das war wohl dumm von mir.

**Wie würden Sie das heute sagen?**

Der dumme Satz von heute wäre: Politik gibt es nicht mehr. Es gibt nur einen Marktplatz von Meinungen, der gefüttert werden muss.

**Warum schreiben Sie fast nur Liebeslieder?**

Rein statistisch gesehen – nehmen wir das Live-Album – hat es nicht allzu viele Liebeslieder. «On nous a donné» – kein Liebeslied. «Mon ami» ist ein bitteres Lied über Freundschaft, das ich nicht mehr singe, gestrichen. «Venez danser» – vielleicht im weitesten Sinn ein Liebeslied, wie man eben angeschaut wird nach einer längeren Liebesbeziehung, und der Blick sagt: Du bist ein anderer geworden. «Rivière» ist sicher kein Liebeslied. «Taxi Europa», kein Liebeslied. «Gute Nacht» ist nicht von mir.

**Moment – Sie haben «Gute Nacht» ausgewählt!**

Herr Schubert, jetzt muss ich aufpassen! Ich liebe den Satz «Das Mädchen sprach von Liebe, die Mutter gar von Ehe» – ist jetzt das ein Liebeslied? Und der Troubadour, der einsame Wolf, haut bei Nacht und Nebel und Schnee ab? Ist das ein Liebeslied?

**Ja. Weil Liebe vorkommt.**

Na gut. «Rien n'est si bon» – wenn ich das singe, klingt das manchmal wie «Rien n'est si con», nichts ist so idiotisch. «Hemmige» – kein Liebeslied. «Louanges» ist ein Liebeslied, «Two People in A Room» auch, «Déjeuner en paix» ist keins. «Les filles du Limmatquai» ist ein – nun gut. «Elle vient me voir» und «Pas d'ami» sind Liebeslieder, «Eisbär», «Chanson bleue» und «Star» sind keine. Ich bilanziere: Nicht mal die Hälfte über Liebe.

**Das tut weh. Stephan Eicher, wir danken für das Interview.**

Ach, bleiben Sie noch einen Moment. Ich muss von einem Spitalaufenthalt erzählen: Da kommt die Krankenschwester mit aufgezogener Spritze auf mich zu, beugt sich über mich und sagt: «Diese Liebeslieder, Herr Eicher, danke, danke vielmals!» Und da machte ich auch eine Aufzählung wie eben. Dass das eben gar nicht so viele sind. Und dann sagt die Schwester: «Aber wenn Sie das singen, tönt es wie ein Liebeslied.» Und haut mir die Spritze rein.

**Wie ist das mit dem Solospielen? Sie haben einmal gesagt, dass Sie da das grösste Risiko gesucht haben. Dies und den Liebeskampf mit dem Publikum.**

Das mit dem Liebeskampf würde ich nicht mehr so sagen. Der Kampf geschieht mit mir selbst. Das Publikum ist sozusagen die Leinwand, die Projektionsfläche. Das mag nun abwertend klingen – aber ohne Leinwand gibt's kein Bild. Zur Verletzlichkeit beim Solospielen – ich hab ja den Mut nicht mehr. Aber das Solo ist ein Thema. Auf die-

ser Tour suche ich die Gefahr an einer Stelle, da die Band die Bühne verlässt und ich das Publikum frage: «Was wollt ihr, dass ich spiele?» Und dann ruft einer den Namen eines Songs, von dem ich noch knapp weiss, dass er von mir ist. Die Möglichkeit des Peinlichen scheue ich nicht, da bin ich wohl unschweizerisch. Und mit 500 Watt an der Gitarre und sechzehn Lampen auf mich wird ja alles eh zur Performance.

**Immerhin könnte auch das Solo-Risiko an der Rampe zur Routine werden.**

Da bin ich manchmal gar zu harsch mit mir. Dass ich eine Routine, die entstehen könnte, aber noch respektabel ist, schon kaputt mache. Da fehlen ganze Alben – nach «Engelberg» und «Carcassonne» hätte ich ein drittes ortsgebundenes Album machen können. Aber nein, ich brech den Reigen ab und mach «Mille vies». Auch mit der Soundbildhauerei hätte ich noch ein Album machen können, stattdessen entsteht das simple Rockalbum «Taxi Europa». Vielleicht kommt ja noch der Moment, wo ich all diese Alben nachhole?

**Die Angst wovor ist das? Vor Kitsch?**

Nein, eher vor dem Sterben. Vor dem immobil sein, vor dem Sich-zu-lange-Festlegen. Ich rufe tapfer: Ich will mich musikalisch weiterentwickeln! Und das Publikum schreit: Nein, tu das nicht!

**Sie sind der Mobile, das Publikum das Sesshafte, also rennen Sie dem Publikum dauernd davon.**

Stimmt, aber immer mit dem Gedanken, ich komm dann wieder vorbei, und vielleicht bring ich was mit, was euch gefällt. Ich bin ja auch Publikum. Ich möchte Leonard Cohen heute dasselbe zurufen, was viele Eicher-Fans mir zuraunen: Nimm doch einfach die Gitarre und mach was Einfaches!

**Was sind peinliche Momente in Ihrem Leben?**

Da war mal ein Interview, in dem ich mich offenbar als Demokratiegegner geoutet habe, bloss weil ich ein Bonmot loswerden wollte.

**Peinlich. Und wie ging das Bonmot?**

Ich definierte die Demokratie als Versammlung von vier Wölfen und einem Schaf, die abstimmen, was zu Abend gegessen werden soll.

**Sie spielten solo in Japan, wie peinlich war das?**

Japan begann mit der Idee, das Montreux Jazz Festival einmal in Sapporo stattfinden zu lassen. Und Claude Nobs sagte: «Komm doch mit als Schweizer Vertreter.» Ich war noch Punk und spielte solo. Das heisst, ich hatte alles Japaner in der Band, Synthesizer und Computer nämlich. Aber dass sich jemand mit ihren Erfindungen solo begleiten lässt, war den Japanern neu. Individualität ist eher europäisch, weniger japanisch.

**Was gefällt Ihnen an Japan?**

Die Haikus, die Küche, die Reduktion der Formen – und wie Japan mit dem ganzen Schmerz nach dem Zweiten Weltkrieg umgegangen ist. Dass daraus nicht Hass wurde.

**Warum heisst Ihr 2003-Album «Taxi Europa»?**



Die Idee war zuerst, mit dem Italiener Max Gazzè einen Song zu schreiben. Wir nahmen uns vor, im Taxi durch Paris zu fahren und auf Ideen zu kommen. Da fragte der Fahrer, wohin's denn ginge? Wir lachten verlegen und flachsten: «Jetzt fahren wir zum Big Ben, von da zur Piazza San Marco, rechts in Prag verschiffen wir das Ganze, in Alexandria suchen Sie die Champs-Élysées und lassen uns links raus.» Und wissen Sie was? Der Taxifahrer lächelte und sagte: «Okay.» Es entstand ein Song in Deutsch, Italienisch und Französisch. Bei der Aufnahme kam noch Herbert Grönemeyer dazu und sagte: «Aha, logisch, das Konzept sind die drei Schweizer Landessprachen.» – «Ahem, sicher», log ich.

***Ist Stephan Eicher ein Profi-Europäer?***

Ich hab mir eingebrockt, wegen eines Albumtitels eineinhalb Jahre über Europa reden zu müssen. Ich musste mir wirklich was einfallen lassen. Der letzte Update wäre etwa so: Es gab in Europa ein paar Länder, die sich so aufgeführt haben wie die USA heute. Unter anderem Spanien, Deutschland, Frankreich, Holland, England und Österreich – vor dem Ersten Weltkrieg noch eine Grossmacht! Dass nun alle diese ehemaligen Kolonialstaaten, dieser Klub von geschlagenen Grossmächten, sich trotz dem Schmerz und den Zerstörungen, die sie sich zugefügt haben, wieder zu vertragen versuchen – das ist Grösse und erinnert mich an Japan. Da findet man wohl auch den Grund, warum die Schweiz in Europa nicht mitmacht: Wir haben diesen Verlustschmerz nicht. Vielleicht dann, wenn uns mal die AHV um die Ohren fliegt?

***Wie geht's der Welt aus Ihrer Sicht?***

Ein Philosoph, der kürzlich zu Bushs Wiederwahl befragt wurde, meinte: Wenn man sich die Welt als Teufelsplan anschaut und nicht als göttlichen, laufe alles nach Plan.

***Welche Gerüche inspirieren Sie?***

Erstens: Sie. Zweitens: Kaffee. Drittens: eine filterlose Zigarette aus zwei Meter Entfernung. Viertens: Man öffnet das Fenster und riecht, es wird gleich schneien. Fünftens: der faszinierende Kaufhaus-Geruch der mumifizierten Parfümerie-Verkäuferinnen, der sich mit den Gerüchen der Deli-Abteilung und an Gummisohlen festklebenden Kaugummis von gelangweilten Teenagern mischt.

***Wir hätten gern noch je eine Bemerkung zu Ihren drei Städten Bern, Zürich und Paris.***

Zürich war für Berner das Gelobte Land, wo man wochenends per Autostopp hinpilgerte. Aber auch daraus wurde ein Getto. Ich war lange Zeit sehr bitter mit Zürich; «nichtsdestotrotz» gibt es eine schweizerische Arroganz, die in Zürich ihre Hauptstadt hat. Bern ist emotionaler und heimelig wie Schwarzbrot. Zu meiner Erziehung gehörte mindestens dreimal Bärengraben pro Jahr. Und Paris? Dieser unglückliche Himmel, der einen so glücklich stimmt. ○